

3 Das verdeckte Volk

Das Patentrezept des französischen Offiziers (Scott 2009, 98) sollte sich nicht so leicht wie erhofft realisieren lassen – man hatte »die Körper gefasst«, doch die »Hirne in den Griff zu bekommen«, erwies sich als eine schwierigere, bis auf weiteres unerledigte Aufgabe. Schlimmer noch: Es war eine Aufgabe, deren Erledigung nicht einmal auf der Tagesordnung stand – »court and country« lagen mental zu weit auseinander, als dass durchschnittlich aufgeklärte Souveräne überhaupt auf den Gedanken verfallen wären, das flache Land würde bewusstes Leben wenigstens zulassen.

Monarchen verkehrten ausschließlich mit einem exklusiven Publikum ›nicht-gemeiner‹ Männer, die ihnen sozial näher standen (und bis auf weiteres politisch gefährlicher werden konnten). Lässt man das Figurenkabinett in Shakespeares Königsdramen Revue passieren, dann entsteht ein ziemlich genauer Eindruck davon, wie wählerisch Majestäten waren, damals noch viel mehr als heute. Unter den (Un-)Glücklichen finden sich u.a. Lordkämmerer und Lordkanzler, der Lord Major von London, der Oberrichter der »royal bench«, die Grafen von Norfolk, Salisbury, Berkeley, Northumberland, Westmoreland, Worcester, Warwick, Cambridge, Suffolk, Oxford etc., Lord Hastings, Lord Stafford, Lord Rivers, Lord Stanley, die Herzöge von Buckingham, York, Exeter, Somerset, Orléans, Bourbon, Burgund, die Kardinäle Pandulpho, Campejus und Wolsey, die (Erz-)Bischöfe von Carlisle, York, Ely, Canterbury, dazu Gemahlinnen, Mätressen und Thronfolger, auch ein königlicher Bastard ist mit von der Partie. Funktionsbedingt tauchen vereinzelt Totengräber und Soldaten auf – das war's. Generell gesagt: Zwischen Volk und Herrscher schiebt sich eine höfische ›Wolkenschicht‹ – sie versperrt dem irdischen Gott den Blick auf seine Untertanen. Der gemeine Mann wird erst dann in einem vagen Sinne präsent sein, wenn ihn jemand (re-)präsentiert.

3.1 DIE HÖHE DER ›HOHEIT‹

Den Schleier der souveränen Unwissenheit durchdringen nur wenige Nachrichten vom Volk. Regenten wissen zwar, dass es ›dahinter‹ jemanden gibt, für dessen Schicksal sie irgendwie verantwortlich sind, doch ein auch nur halbwegs realistisches Bild davon, wer dort haust, machen sie sich nicht. An präziseren Lageberichten bestand auch kein Bedarf, so lange der Blick nach oben den nach unten ersetzen konnte: »Nie hat ein Regent ohne Gott glücklich über ein Volk geherrscht, und wohl keiner beglückt seine Untertanen, der sich nicht erst mit demütigem Herzen Gott unterworfen hat.« (Buchfelner 1836, 73) Das ist zwar nur eine Herrscherstimme aus Bayern, diejenige Wilhelms des Frommen (1548–1626), doch so haben zu dieser (frühen Neu-)Zeit europäische Regenten gedacht.

Dieser Wilhelm war der Vater Maximilians I., dem Cremeris Lichtfigur Herberstorff die schmutzige Arbeit abgenommen hat, das Ennser Bauerngesindel Mores zu lehren. Wie Maximilian war und warum er so wurde, geht ansatzweise aus dem Erziehungsprogramm hervor, dem man ihn von frühester Kindheit an unterworfen hatte. Es ist vor allem von stumper Bigotterie. Wilhelm setzt alles darein, aus dem Filius den ersten Diener seines Gottes zu machen, denn nur wer IHM dient, kann über andere herrschen: »Hierzu ist der göttliche Segen nötig. Daher wollen und befehlen Wir ernstlich, dass mit der Einpfanzung aller Gottesfurcht der Anfang gemacht und unsere geliebten Söhne [er hatte zwei zu dieser Zeit] zu ordentlichem Gebet und Andacht [...] fleißig angehalten werden. Und dieses soll nun bei Anbruch des Tages vor allem andern, sobald sie angekleidet sind, und abends, ehe sie sich wieder zur Ruhe begeben, mit gebogenen Knien in der Hauskapelle und in Gegenwart des Präzeptors fleißig und unvergesslich geschehen.« (Buchfelner 1836, 21) Morgens der erste und abends der letzte Gedanke soll Gott gelten, wobei dieses *framing* nicht nur am gehörigen Ort (Kapelle), sondern auch in gebührender Form (unter Aufsicht) passiert, damit sich ja kein falscher Gedanke ins fromme Gebet einschleicht. Die Idee, dem Nachwuchs den korrekten Katholizismus einzubläuen, zieht sich wie ein roter Faden durchs königliche Traktat – alles, was das Glaubengemäuer bröckeln lassen könnte, ist von den unfertigen Gehirnen strikt fernzuhalten: »Denn weil Wir sie nach allem Vermögen auf unsere alte, katholische Religion zu erziehen gedenken, möchten wir auch ungern leiden, dass andere als katholische oder unzüchtige Bücher unter ihre Augen kommen.« (Buchfelner 1836, 55 f.)

Auch wenn manches davon einem bayerisch-bigotten Provinzialismus geschuldet gewesen sein mag – die große Richtung hat gestimmt: Der Souverän spricht mit Gott und lässt sein Volk links liegen. So hat es es zur selben Zeit auch Englands (und Schottlands) König James I gehalten. Weil Könige gottgewollte Herrscher sind, sei seines ein Amt, verkündet er dem Parlament, »das GOTT mir, als es an der Zeit war, durch Geburt und Abstammung verliehen hat«. Und dem Sohn wird versichert, dass ER ihn als »little GOD« ausersehen habe (James I 1994, 132, 12). Darin liegt die unendliche Höhe der königlichen Hoheit verborgen: Gott hat sie gewollt – und wer dem Regenten zu nahe treten möchte, stellt sich gegen den Willen des Herrn. James lebt seine Selbstherrlichkeit, und wenn ihm auch die Macht fehlt, allen Anfängen zu wehren, so macht er doch keinen Hehl daraus, dass Aufdringlichkeiten abgestraft werden. »God gives not Kings the style of God in vain« – Wer diese Botschaft nicht hört, wird sie fühlen:

Wonder at Kings, and them obey
For under God they are to choose
What right to take and what refuse
Whereto if You will not consent
Yet hold your peace lest you repent.
(James I 1994, 1)

Dass die Ansage »friss oder stirb« nicht ausreichen würde, um einen Herrscher »gesellschaftsfähig« zu machen, hat auch dieser Potentat gewusst. Das Mindeste und gleichzeitig Wichtigste, was erledigt werden musste, war: dem Volk vor Augen zu führen, wie weit weg es vom König und wie nahe dran dieser an Gott sein würde. Für die Arbeit an dieser Optik wurde ein immenser Aufwand – »pomp and circumstance« – betrieben.

James berichtet gelegentlich vom Erfolg der Regie. Auf dem Weg zu seiner Krönung zieht er in London ein und darf erleben, wie jubelnde Massen »gerannt, ja geflogen kamen«, um ihn zu sehen, »mit Augen, die voller Zuneigung glänzten, und Mündern, die nichts als Freudenlaute hervorbrachten, wobei ihre Hände, Füße und überhaupt ihr ganzer Körper ein leidenschaftliches Sehnen und ernstes Bedürfnis danach verrieten, den neuen Herrscher mit offenen Armen zu begrüßen« (James I 1994, 133). Hundert Prozent unterwerfen sich hundertprozentig, dem Herrn vorbehältlos, ja geradezu süchtig ergeben. Es gibt verrückte Augenblicke (Zol-

berg 1972) wie diesen, so dass passiert sein mag, was James erzählt. Doch kollektive Verzückungen verschwinden so schnell, wie sie gekommen sind, bedürfen ganz außergewöhnlicher Begleitumstände oder verdecken sich einer ausgeklügelten Dramaturgie, taugen also keinesfalls dazu, Regenten dauerhaft freizusprechen.

Sollte James der Meinung gewesen sein, die Herzen seiner Landsleute im Sturm erobert zu haben, dann hätte er sich in die eigene Tasche gelogen. Es sind wohl immer nur kurze Gefühlsausbrüche gewesen, zu denen sich das ›Volk‹ hat hinreißen lassen. Heute köpft es seinen Monarchen: Charles I – und findet nichts dabei, morgen dessen Sohn, Charles II, hymnisch zu feiern. Dieses Mal sieht John Dryden, Englands Hofpoet in jener Epoche, den Funken überspringen:

All eyes you draw, and with the eyes their heart,
Of your own pomp, yourself the greatest part:
Loud shouts the nation's happiness proclaim
And Heaven this day is feasted with your name.
Your cava'lcade the fair spectators view,
From their high standings, yet look up to you.
And longs to date a conquest from your day.
(Dryden 1767, 25).

Die Statisterie, bis hinunter zum letzten Mann, agiert wieder einmal so, wie es sein soll – voller Bewunderung fürs Gebotene, das ganze Spektakel und besonders den hohen Herrscher. Ein Potentat inszeniert seinen Glanz, die Menge übt sich in Verehrung, er ist alles, sie ist alles *durch ihn*. Dem Poeten obliegt es, vom Ertrag zu schwärmen, alldieweil der Buchhalter – Samuel Pepys – eine Chronik des Aufwands schreibt: »Unmöglich«, notiert er im April 1661 in sein Tagebuch, »die Pracht zu beschreiben, besonders der Reiter und ihrer Pferde; Gold- und Silberstickereien sowie Diamanten trugen fast alle. Der König, in einem reichverzierten Gewand mit Umhang, sah äußerst vornehm aus. Die Straßen sind alle mit Kies bestreut, die Häuser mit Teppichen behangen.« Am nächsten, dem Krönungstag schraubt sich die Pomp-Spirale noch weiter nach oben: »die Straße ausgelegt mit blauem Tuch«, Bedienstete und Musikanten alle in Rot, »Dechant und die Domherren von Westminster mit den Bischöfen in goldenen Chorröcken, danach der Adel in seinen Parlamentsroben«, der »König, barhäuptig und im Ornat, sah großartig aus«, Mylord Cornwallis

»warf silberne Gedenkmünzen unter das Volk«, die Höhepunkte jagen einander, das angekündigte Feuerwerk fällt freilich aus (Pepys 1986, 72 ff.). Für die Spiele hat der Regent gesorgt, woher das Brot kam, war, wie sich schnell zeigen sollte, seine Sache nicht.

Wie häufig, wenn Aufwand und Ertrag bilanziert werden, bleibt offen, wie eins ins andere verwandelt wird, hier also: welche Alchemie Glanz zu Glauben macht und aus Pomp Passion werden lässt. Die ›Versuchsanordnung‹ ist das *Ritual*. Speziell Krönungsfeiern sind, weil sie eine prekäre Bruchstelle kitten müssen (›der König ist tot, es lebe der König‹), symbolisch ›hochtourige‹ Veranstaltungen, die zwei Öffentlichkeiten separat bedienen müssen. Gewöhnliche Sterbliche dürfen, wie seinerzeit Pepys, eine prachtvolle Prozession bewundern (von *Westminster Hall* nach *Westminster Abbey* und zurück), die dem Publikum einen ›transsubstantiationalen‹ Akt präsentiert: »Jene, die sich entlang der Straße aufgereiht hatten, konnten ihren zukünftigen Herrscher sehen, barhäuptig, ganz ohne Ornament und keine Schuhe an den Füßen, geleitet von einem Bischof an jeder Hand.« Dann, einige Stunden später, »konnten sie denselben Menschen in verwandelter Gestalt wieder auftauchen sehen, in glanzvoller Amtstracht, wie er nicht mehr von anderen geführt wird, sondern triumphierend dahin schreitet, Szepter und Reichsapfel in seinen Händen und auf dem Haupt eine goldene Krone voller Juwelen. In einer Zeit, da das Denken noch vom Bild und nicht dem Wort bestimmt worden ist, muss der Eindruck überwältigend gewesen sein.« (Strong 2005, 104 f.)

Das Intermezzo bleibt den Granden vorbehalten. Was ihre Größe bezeugt und im selben Atemzug demonstriert, dass ein noch Größerer über ihnen thront: Das Krönungsritual vereinigt die Majestät, *the King*, exklusiv mit dem großen Gott, *the King Divine*. Dieses Schauspiel muss man ganz über sich ergehen lassen, um seine Wucht wenigstens erkennen zu können: »1. Der König wird von zwei Bischöfen« feierlich »zur Kirche geführt, währenddessen der Chor das *Firmetur manus tua* singt. 2. Der König und die Bischöfe fallen vor dem mit Teppichen und Decken geschmückten Altar auf die Knie. 3. Die Litanei wird gesungen, danach erheben sich die Bischöfe und helfen dem König auf. 4. Der König spricht den dreifachen Eid, schwörend, dass er den Frieden von Kirche und Volk schützen, Gewalt und Unrecht von allen Menschen fernhalten und in seinen Urteilen Gerechtigkeit und Milde walten lassen wird. 5. Das *recognitio*. Ein Bischof fragt die Anwesenden, ob sie willens sind, ›sich diesem Mann als ihrem Fürsten und Herrscher zu unterwerfen und seinen Befehlen zu

gehorchen«. Geistliche und Laien erklären ihre Bereitschaft. 6. Die Weihe. Sie leiten Gebete ein, die das Alte Testament zitieren und Gott um seinen Segen bitten. Der Erzbischof von Canterbury salbt die Hände des Königs mit heiligem Öl.« Danach »salbt er Kopf, Brust, Schultern, Ellbogen und spricht dazu weitere Gebete, derweilen der Chor sein *Fürchte Gott* singt. 7. Die Überreichung der königlichen Insignien. Danach wird die Krone gesegnet und auf das Haupt des Königs gesetzt. Die Bischöfe übergeben dann dem König Schwert, Armbänder und den Mantel, jedes Mal von Gebeten begleitet. Dann folgt die Überreichung von Ring, Szepter und Stab. 8. Der König wird gesegnet, danach küsst er die Bischöfe, die ihn, während der Chor das *Te Deum* singt, zu seinem Thron geleiten. 9. Danach spricht der Erzbischof das *Sta et retine*. 10. Es folgt die Weihe und Krönung der Königin – worauf schließlich zum ›krönenden‹ Abschluss noch die Messe gelesen wird (Strong 2005, 44f.).

Gott als unsichtbarer Gast und Geist des Anfangs, der das Ganze (die Feier) durchweht und zugleich einen Teil (den König) ›verhimmelt‹, allen Anwesenden zur geflissentlichen, geradezu überdeterminierten Kenntnisnahme. Gewiss, »für jede Monarchie ist es unabdingbar, dass sich der Herrscher nicht alleine durch pompöse Äusserlichkeiten von seinen Untertanen absetzt« (Blackstone 1873, 57). Aber auch so.

3.2 THRON UND TRIEB

Dass der Thron alleine dadurch gerettet werden könnte, dass man ihn sakralisiert und seine Besteigung zelebriert, hat kein Inhaber, der bei Sinnen war, je angenommen. »Whereto if You will not consent/Yet hold your peace lest you repent« – James hätte sich diese Drohung ersparen können, wäre ihm seine (latent) prekäre Stellung bewusst gewesen. Geköpft hat man bekanntlich den Nachfolger, gerade mal zwei Jahrzehnte später, am Ende eines langen und blutigen Bürgerkriegs, der Thomas Hobbes als Anlass gedient hat, einen musterhaften Regenten vorzustellen: *Leviathan*.

Hobbes setzt Pflöcke (1984, 245 ff.). Ein denkender Souverän sorgt, im Vor- und Rückgriff, zunächst einmal dafür, dass ihn eine »mangelhafte Zeugung« nicht dauerhaft schwächt. Vor allem achtet er darauf, dass seine Machtfülle jederzeit ausreicht, um gegen unruhige Geister im Lande vorgehen zu können. Holen sich Regenten zu spät, was ihnen von Anfang an fehlt, geraten sie ins Kreuzfeuer der Kritik. Zweitens sind Moral und,

stärker noch, Religion unter Kuratel zu stellen, weil sonst unweigerlich Gewissen oder gar Gott gegen staatliche Direktiven in Bewegung gesetzt werden, sei es *coram publico*, sei es – auf die Dauer noch folgenschwerer, weil ›unnahbarer‹ – heimlich, still und leise: Wenn »in einem Lande nur noch die von der staatlichen Macht organisierte Öffentlichkeit gilt, dann begibt sich die Seele eines Volkes auf den ›geheimnisvollen Weg‹, der nach innen führt; dann wächst die Gegenkraft des Schweigens und der Stille.« (Schmitt 2003, 94) Eine Schwächung riskiert auch jener Herrscher, der sich an die bürgerlichen Gesetze (das Eigentumsrecht eingeschlossen) halten zu müssen glaubt. So gehen ihm nicht alleine Spielräume resp. Hilfsquellen verloren, er lässt sich auch in Rechtsstreitigkeiten vor ein Gericht zerren. Schlussendlich wäre es um die Statur des ›Fürsten‹ geschehen, könnten ihn seine Untertanen vom Charme der Gewaltenteilung überzeugen: »Denn heißt die Gewalt teilen etwas anderes als sie auflösen?« (Hobbes 2004, 248)

In einem Satz und auf das Wichtigste konzentriert: Zur damaligen Zeit zeichnet den Modell-Souverän aus, dass er einerseits repressionsfähig, andererseits religiösmächtig ist. Allein, ›Praktiker‹ kommen mit dem, was ihnen Hobbes (den primär Strukturen interessieren) auf den Weg gibt, nicht aus. Wer Erfolg haben will, muss auch investieren (Zeit, Energie, Geld, Gedanken) und sich informieren (über Chancen, Risiken, Gefahren, Stimmungen, Potenziale). James I kleidet seine Vorstellungen in eine modische Vaterschaftslyrik – er gibt den großen Vormund, der hilflosen Kleinen ein »natural father« ist und »kindly Master« sein möchte, von Gott dazu bestimmt, »für Nahrung, Erziehung and gutes Betragen seiner Kinder zu sorgen«. Pflichtgemäß ringen sich Regenten seiner Machart ein ganzes Repertoire paternalistischer Gefühle und Sorgen ab: »Ein guter Regent sollte sich dem Volk gegenüber wie ein guter Vater verhalten, der in erster Linie für das Wohl seiner Kinder sorgt. Dieser freut sich, wenn es ihnen gut geht, zeigt Trauer und Mitleid, wenn sie leiden, riskiert sein Leben für ihre Gesundheit, müht sich ab, auf dass sie ihre Ruhe haben, und wacht, wenn sie schlafen – in einem Satz: denkt, dass er sein irdisches Glück mehr ihrem Wohlergehen verdankt als seinem eigenen.« (James I 1994, 20, 65f). Der Geist mag willig gewesen sein, doch für die Vaterrolle war das Fleisch zu schwach. Diesem Missverhältnis begegnet man wieder, wenn James seinen Thronerben rät, ihre Augen weit genug offen zu halten, um »mit dem Charakter und den Launen aller Untertanen genau vertraut zu sein« (James I 1994, 25 ff.). Über jeden Be-

wohner genau Bescheid zu wissen – das konnte James' Ernst nicht sein. Sonst hätte ihm ein schütterer Informationsstand, auf der Durchreise akkumuliert und im Jahresturnus aktualisiert, kaum genügt.

Näher dran an den Problemen ist Bayerns Maximilian, der vom Zögling selbst zum Erzieher wird und dabei demonstriert, dass er zwischenzeitlich mehr gelernt hat als das, was ihm Wilhelm mit auf den Weg gegeben hat: fromm zu sein. Sehen kann man bei ihm, wie sich Frömmelei absolutistisch aufklären lässt. Unter seiner Feder verwandelt sich »Gottesfurcht« in eine Rückversicherung für Regenten: »Der Beherrschter Alles ist Gott. Von ihm allein kommt Macht, Ruhm und Sieg. Sein ist alles im Himmel wie auf Erden, und er ist über allen Fürsten der Welt. [...] Ohne ihn hat noch niemand gut geherrscht; und wo ist der, der glücklich regierte, ohne sich Ihm zuvor von ganzer Seele unterworfen zu haben?« (v. Aretin 1822, 14) Daran hat sich also nichts geändert: Der katholische Gott ist das A und O des Regierens. Doch neuerdings erwartet man vom Höchsten im Gegenzug mehr als das Paradies, nämlich »Macht, Ruhm und Sieg« in dieser Welt.

Bereits der ambitionslos fromme Wilhelm bedurfte für diesen Zweck mehr Geld, als ihm lieb war. Macht, Ruhm, Sieg, darüber war sich sein Sohn vollkommen im Klaren, würden Interventionen und Investitionen von ganz anderer Größenordnung erfordern: »Nach Gott gibt es vier dem Staate selbst innwohnende Stützen der Regierung: I. die nötige Anzahl von Soldaten, II. hinlänglicher Geldvorrat, III. Burgen und Festungen« sowie »IV. vor allem aber die Liebe der Untertanen« (v. Aretin 1822, 146). Menschen finden sich als Teil eines Werkzeugkastens der Macht wieder, von Mauern und Musketen nur dadurch geschieden, dass sie, um zu funktionieren, den regierenden ›Handwerker‹ lieben müssen. Versagen sie (sich), geht mehr kaputt, als wenn Mauern bröckeln oder Musketen klemmen – bockt die Herde, kann der Hirte einpacken: »Wenn man die Ruhe der Staaten nicht ohne Kriegsheer, das Heer nicht ohne Sold, den Sold nicht ohne Steuern haben kann, und jeder, der viel ausgeben muss, viel verbraucht, so sollen doch die Steuern das Volk nicht zu Grunde richten.« (v. Aretin 1832, 159) Dass ein Herrscher seine Untertanen besser nicht überstrapaziert, weiß Maximilian aus eigener wie fremder Erfahrung. Grundsätzlich tut man gut daran, die Loyalität der Leute nicht als *fait accompli* abzuhaken. Vielmehr empfiehlt es sich, dem Volk so genau wie möglich aufs Maul zu schauen: »Des Fürsten Kunst ist es, den Charakter des Volkes, das er beherrscht, zu beobachten und zu durchschau-

en.« (v. Aretin 1822, 144) Dem selbsternannten »Vater« sind die »Kinder« allzeit Fremdlinge, und Schädlinge können sie jederzeit werden.

Misstrauischer Paternalismus war das gängige Muster royaler Rhetorik, kein Potentat bei Sinnen hat es anders gehalten, bis hinauf in die ›sonnige‹ Höhe des vierzehnten Ludwig: »Ich will lieber Vater meines Volkes sein und bleiben als der meiner Kinder.« Doch sobald »son peuple« erwachsen werden und seine Stimme erheben will, schlägt Ludwigs väterliche Zuneigung unvermittelt in barsche Zurückweisung um. Kindliche Anregungen sind grundsätzlich erbeten, es sei denn, sie kommen von der *versammelten* Kinderschar: »Volksversammlungen beanspruchen eine ganz andere Macht – je mehr man ihnen zustimmt, desto mehr wollen sie haben; je mehr man sie umschmeichelt, desto mehr verachten sie einen; und was sie einmal erreicht haben, wollen sie mit aller Macht behalten, so dass, wer es ihnen wieder entreißen will, massivste Gewalt anwenden muss.« (Louis XIV 1860a, 55, 8) Das Volk ist da – und genehm, solange es als solches nicht sichtbar wird. Der Sonnenkönig glaubt auch zu wissen, wie man den Zustand der Unsichtbarkeit nachhaltig stabilisieren kann – dadurch nämlich, dass man hin und wieder doch hinsieht: »Für meine Sorge bin ich immer wieder reich belohnt worden, weil sich die Liebe meines Volkes verdoppelt hat.« Und, so geht es weiter in der Lektion, »auf diese Weise winkt uns das Glück, dass wir die größten Schwächen des Staates in Stärken verwandeln. Denn wenn etwas das Band zwischen Untertanen und Herrscher festigen sowie die natürliche Demut, Achtung und Liebe in den Herzen der Menschen neu entfachen kann, dann ist es die Hilfe, die ihnen im Angesicht großer und plötzlicher Not zuteil wird.« (Louis XIV 1860b, 549) Gelegentliche Güte gegen permanenten Gehorsam: So lautet Ludwigs Tauschangebot. Über seine Einhaltung hat dort, wo es besonders dringlich schien (Paris), und so gut es eben ging, ein neu eingerichteter Polizeiapparat gewacht: Ludwig hatte den Ruf weg, einfach alles wissen zu wollen (›tout savoir‹).

Alles wissen wollten auch jene, die es darauf angelegt hatten, ihre Fürsten zu kompromittieren. Ludwig XIV hat dafür wenige Angriffsflächen geboten – *l'amour du travail* hat ihn zwar von anderen Liebschaften keineswegs abgehalten, im Gegenteil, doch war er clever genug, Bett- und Büroarbeit strikt auseinanderzuhalten. So lebensklug oder charakterstark war der Nachfolger nicht. Dem fünfzehnten Ludwig, im Volksmund vom »Viel-« zum »Ungeliebten« abgestiegen, geriet Privates und Öffentliches permanent durcheinander, seine zahlreichen Affären, besonders die mit

Madame Pompadour und der Comtesse du Barry, wurden ein öffentliches Ärgernis.

Pamphletisten, deren es zahlreiche gab, fanden jedenfalls mehr als genug Stoff vor, den sie ganz nach Belieben ausschmücken konnten (Merrick 1990). Ob Gespielin oder Gattin (Marie Antoinette) – mächtige Frauen waren ein gefundenes Fressen für »schmutzige Federn«: *Anecdotes sur Mme la comtesse du Barry, Les Amours de Charlot et Toinette* (Ludwig XVI und Marie Antoinette), *Les passe-temps d'Antoinette, Amours des dames illustres de notre siècle, La France galante, ou histoires amoureuses de la cour* –, ein ums andere Mal zielt man darauf ab, den persönlichen Körper aus dem Dunkel des privaten, speziell intimen Verkehrs ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren (Darnton 2002, 2010; Graham 2000). *Vie privée de Louis XV*, ein mehrbändiges Konvolut des Advokaten und Literaten Mouffle d'Angerville, bringt die Sache, ob gewollt oder nicht, auf einen zutreffenden Nenner: Ausgebreitet wurden die »wichtigen Ereignisse, Besonderheiten und Anekdoten« der Regentschaft dieser Majestäten. Vermischtes also, das sich aus gegebenem Anlass in einebrisante Mischung verwandeln konnte. Soweit es nur ums Renommee ging, hat es besonders Ludwig XV böse erwischt, zu Lebzeiten und auch danach: »Historiker haben diesen Herrscher als einen der schwächsten unter den Bourbonen beschrieben – einen Nichtsnutz, der die Staatsgeschäfte den Ministern überließ, um stattdessen seine Hobbys, das Jagen und die Frauen, zu pflegen.« (Harris 1987, 426; ambivalenter: Swann 1995, 45 ff.) *Le roi s'amuse* – bei ihm, der Mätressen im Dutzend verschliss und kein Sonnenkönig war, ist die Arbeitsliebe des großen Vorgängers ins Gegenteil umgeschlagen: »le travail d'amour.«

Majestätische Beischläferei ist keine französische Krankheit gewesen. Das weiß man aus vielen Quellen (Cressy 2010, Weber 1996), und was den englischen Hof betrifft, erweist sich Samuel Pepys einmal mehr als eifriger Chronist. Er, der durchaus loyale Angestellte jenes Karls, dessen umjubelte Krönung ihn tief beeindruckt hat, sieht ungläubig staunend mit an, wie selbst mitten im Seekrieg (mit Holland) den obersten Kriegsherrn Frauen ungleich stärker interessieren als Fregatten. Sein Tagebuch legt davon ein beredtes Zeugnis ab: »Mr. Povy [einflussreich als Politiker und erfolgreich im Überseehandel] erzählt mir, dass der König die meiste Zeit damit verbringt, seine verschiedenen Damen nackt am ganzen Körper im Bett zu küssen; er tut nur das, wozu er gerade Lust hat, und wird seine Geilheit wohl nie loswerden. Es heißt, dass die Holländer mit ihrer

Flotte vor Margate stehen«, also gerade einmal 120 Kilometer von London entfernt (Pepys 1981, 275).

Ein Jahr später dieselbe Misere – für alles Mögliche ist Geld da, nur nicht für neue Schiffe, um die Holländer zu besiegen: »Als wir dann erfuhren, dass der König uns mit £ 5000 oder £ 6000 unterstützen will, wo £ 100 000 das absolute Minimum wären, sehe ich täglich den Ruin auf uns zukommen – Gott steh' uns bei.« Gott im Himmel soll helfen, sein Stellvertreter auf Erden versagt. Der braucht Geld für andere Dinge, und Frieden schließt er, weil ihm seine Freuden wichtiger sind: »Mit Colville [einem Bankier] über die Verruchtheit des Hofes gesprochen, dass der König sich dadurch die Verachtung seiner Untertanen zuzieht, dass der Herzog von York der Sklave seiner Mätresse, der Hure Denham geworden ist, dass die Herzogin eine Affäre mit Sidney gehabt hat, dass man befürchten muss, sobald das Geld für den König aufgebracht ist, wird er Frieden schließen. Lady Castlemaine soll wieder schwanger sein. Man redet offen davon, dass der König mit Mrs. Stewart schläft.« (Pepys 1981, 343, 345)

Pepys ist ganz »King's servant«, ein loyaler Diener, bereit abzuducken und willens aufzusteigen. Privates Missfallen erlaubt er sich, öffentlichen Protest nicht. Auch war selbst sein Herrscher kein reiner Hallodri. Sowie-so sind genügend Regenten aufgetreten, die ihre Sache durchaus ernst(er) genommen haben. Allerdings ohne dass das Volk, die einfachen Leute, davon zwangsläufig profitiert hätten – meistens gab es Wichtigeres zu besorgen.

3.3 RAUM OHNE VOLK

Dass man Menschen ›produktiv‹ regieren könne, hat sich vergleichsweise spät herumgesprochen. Lange Zeit sah es so aus, als ob Regierende nichts anderes im Kopf hätten, als einfach Leute aus dem politischen Spiel zu nehmen, die einzeln oder *en masse* der eigenen Machtposition gefährlich werden könnten. Das hat keineswegs immer bedeutet, dass unsichere Kantonisten jedes Mal beiseite geschafft oder gar abgeschlachtet worden wären – haben Bestechung oder Belohnung denselben Effekt mit weniger Aufwand erreicht, konnte das Verdrängungsspiel auch ein freundliches Ende nehmen. In dieser Angelegenheit, resümiert Niccolo Machiavelli, »ist zu bemerken, dass man die Menschen entweder für sich einnehmen oder vernichten muss« (Machiavelli 1986, 40). Der Gedanke, aus Men-

schen etwas zu machen, sie zu ›normalisieren‹ und in nützliche Mitglieder einer Gemeinschaft zu verwandeln, ist erst sehr viel später aufgekommen (Foucault 1994).

Wenn etwas (um-)gestaltet werden sollte, dann waren es nicht die Leute, sondern es ging ums Land – der Herrscher als politischer ›Raumgestalter‹. Wie dieser Raum auszusehen hatte, darüber sind die Vorstellungen weit auseinandergegangen. Am traditionellen Ende des Spektrums steht jene radikal ›durchsakralisierte‹ Vision der Anna Maria von Preußen 1563, deren Maximen auch deshalb aufschlussreich sind, weil sie demonstrieren, wie weit gottgefällig und gemeinnützig auseinanderfallen können. Nach diesem Rezept sollte das Diesseits vor allen Dingen so regiert werden, dass es dem Untertanen den Weg ins Jenseits ebnet: »Christliche Könige, Fürsten und Herren sollen auch herzlich um das Heil, Glück und alle Wohlfahrt der Untertanen, Gott, den Allmächtigen, bitten und anrufen; als Samuel getan, wie zu ersehen ist im ersten Buch Samuel, Kapitel 12, wie er selbst bezeugt mit diesen Worten: Es sei aber ferne von mir, mich also an dem Herrn zu versündigen, dass ich sollte ablassen für euch zu beten, und euch zu lehren den guten und richtigen Weg.« Will sagen: Der vorbildliche Herrscher kümmert sich um die Untertanen vor allem aus seiner Verantwortung vor Gott und nicht vor dem Volk; um Seelsorge geht es, vom Magen ist keine Rede. Die »großen Dinge«, das Wohlbefinden von Land und Leuten, werden der göttlichen Gnade anheimgestellt, ein hoheitliches Anliegen sind sie nur mittelbar. Am Fürsten ist es, IHM Dank zu sagen, falls ER gearbeitet hat: »Und sollen sich also christliche Könige, Fürsten und Herren von Herzen freuen und Gott, dem Allmächtigen, Lob und Dank sagen, wenn es ihren Untertanen glücklich und wohl ergeht. Immerhin hat sich herumgesprochen, dass Gott denen am liebsten hilft, die sich selber helfen – zumal schon im Alten Testament (Buch Moses) davon gesprochen wird, dass Regenten in der Not nach dem Rechten sehen müssen – wofür es vor allem gefüllter Kornkammern und subventionierter Kornpreise bedarf (Nicolovius 1835, 69, 81).

In Anna Marias Fall dient Gott nicht alleine als pädagogischer Ratgeber (wie bei Bayerns Herzögen), er liefert auch die handlungsleitende Richtschnur: eine Politik des *religiösen* Raumes. In der Bibel steht, was dem Land hilft, und den Leuten ist sowieso am besten geholfen, wenn ihnen das Paradies offensteht. Mit anderen Worten: Seelen, nicht Menschen sind Objekte des Regierens.

Louis XIV verschiebt dann die Akzente ganz markant. Seine Sicht auf die Welt war nicht (mehr) verstellt durch Psalmen, Apostelbriefe und Evangelien. Auch hat ihn die eigene Gottähnlichkeit nie so stark beeindruckt, dass er den kindlichen Respekt der Untertanen als religiöse Bringschuld betrachtet hätte. Wer Sonnenkönig sein will, muss selbst strahlen: »Le roi gouverne par lui-même« (Louis XIV 186ob, 426). Daher regiert man vor aller Augen am besten ganz allein – und hinter den Kulissen mit Hilfe eines möglichst gut funktionierenden Apparats (King 1969). Doch wen oder was regiert Ludwig? Als ein bekennender »père du peuple« macht er sich um seine Schutzbefohlenen überraschend wenig Gedanken. Sobald es daran geht, Prioritäten zu setzen, verschwinden sie von der Bildfläche. Nicht das Volk zählt, dem Krieg gilt Ludwigs große Leidenschaft – von den 54 Jahren seiner Regentschaft sind alleine 33 mit Feldzügen gegen »ungesellige« Nachbarstaaten gefüllt; dazu kommen Zeiten militärischer Vor- und Nachbereitung. Dieser Herrscher mag vieles gewesen sein: »Gott, Sonne, Vater, Steuereintreiber, General, Richter, Priester und Präzeptor« (Keohane 1980, 244); in erster Linie war er General.

Die regierende Militanz war keine persönliche Marotte, sondern das Ergebnis einer neuen, »parterren« Weltsicht. Ludwig betreibt säkulare Politik diesseits der Religion – dadurch ermöglicht, dass man sich den Staat als »vollkommen künstliche Person« (Quentin Skinner) vorstellen kann, ausgestattet mit ganz eigenen *Interessen*. Deren basales ist »natürlich« die Selbstbehauptung. Nicht nur Hobbes und nicht erst Hegel haben es so gesehen. Schon der erste systematische Versuch in diese Richtung, das 1634, also kurz vor Ludwigs Regierungsantritt, erschienene Traktat des Herzogs von Rohan über die *Interêts et maximes des princes et des Etats de la chrétiennité* (Rohan 1995), setzt den Maßstab. Der Herzog kommt schnell zur Sache und ist ebenso schnell am Ende: Für Frankreichs wie Englands »Interesse« genügen jeweils zwei Buchseiten, Italien nimmt etwas weniger Platz in Anspruch, im Falle des Vatikans geht es noch kürzer ab; dem Deutschen Reich, dieser »grande masse de provinces«, sind, seiner schier endlosen Parzellierung ungeachtet, wiederum nur zwei Seiten vorbehalten, in Sachen Schweiz und Niederlande ist alles auf (zusammen genommen) einer halben Seite gesagt, lediglich Spanien hat mit komplexeren Kalkülen zu kämpfen (Rohan 1995, 163 ff.). So fix geht es deshalb, weil ausschließlich internationale Lagen thematisiert und diese alleine unter geostrategischen bzw. militärpolitischen Aspekten abgehandelt werden. Ernste Fälle sind einfache Fälle – auch zuhause: Innenpolitik ist

Steuerpolitik, Regieren reduziert sich aufs Requirieren, alles dreht sich ums Geld, das für Kriegsabenteuer fällig wird. Regierende dieses Genres bewegen sich in einem *diplomatischen* Raum: das menschenleere Feld, auf dem Souveräne ihre Kräfte messen.

Graduell unterscheidet sich davon die mercantilistische Vision, exemplarisch vorgeführt bei Friedrich dem Großen. Er, der sich als »erster Diener« seines Staates (nicht des Volkes) verstanden und im politischen Testament sogar aufs »väterliche« Lippenbekenntnis verzichtet hat, füllt den Raum mit Instrumenten (Dingen, Pflanzen, Tieren, Menschen), die per Anordnung oder Anregung von oben so arrangiert werden können, dass man im Staatenwettbewerb bestmögliche Karten hat. Vor der Sorge dieses Dienenden ist nichts sicher, weil alles ineinander greift. Friedrich macht sich Gedanken über den Kanalbau, denkt an eine Expansion der Messer- und Scherenfabrikation, will Getreidemagazine anlegen, auch Papiermühlen bauen und entwickelt ein ganz besonderes Faible für die Seidenraupe, deren Reproduktion den Staatsapparat in Bewegung setzt, weil Preußen mit Seide handeln will. Vorschriften seien vonnöten, wie »man die Seidenwürmer zieht und Seide, Organsin, Tramseide, Florettseide usw. herstellt«; auch sei eine Lehranstalt aufzubauen, »wo die Mägde und Landleute lernen können, wie und wann man die Würmer ausschlüpfen lässt, wie man sie ernährt und wie man die Kokons abhaspelt«. Und da sich Preußens Klima für diesen Industriezweig nicht gerade anbietet, besteht »die große Kunst darin, dass man die Raupen weder zu früh noch alle auf einmal ausschlüpfen lässt und ihnen keine taufeuchten Blätter gibt, da sie davon sofort wassersüchtig werden« (Friedrich d. G. 2007, 31). Friedrich hat den Blick fürs große Ganze und kennt, soweit es die lohnenden Tierchen betrifft, noch das kleinste Detail. Menschen fallen zwischendurch.

Der König als Betriebswirt, dessen Sicht auch dort, wo sie sich weitet, nie ihren eigentlichen Fokus verliert: Die Bilanz muss stimmen. Was im Krieg ausgegeben werden soll, ist zu erwirtschaften, solange Frieden herrscht. »Unsere Finanzen«, erläutert Friedrich, »drehen sich ganz um Erspарnisse und dienen uns zur Kriegsführung, ohne dass wir andere Hilfsmittel besitzen als die Klugheit ihrer Verwaltung.« Die mittelfristige Planung ist darauf abgerichtet, das konstante und variable Kriegskapital auf ein angemessenes Niveau zu bringen: »Ich wünschte, dass wir Provinzen genug besäßen, um 180.000 Mann, also 44.000 mehr als jetzt, zu unterhalten. Ich wünschte, dass nach Abzug aller Ausgaben ein jährlicher Überschuss von 5 Millionen erzielt würde. Sie dürfen aber nicht auf

feste Ausgaben angewiesen werden, sondern der Herrscher müsste nach freiem Belieben darüber verfügen können«. Denn: »Diese 5 Millionen machen ungefähr die Kosten eines Feldzugs aus.« (Friedrich d. G. 2007, 88 f.)

Eingeklemmt zwischen Feldzug und Finanzplan gerät das Personal resp. Volk am ehesten dort ins Blickfeld, wo es den Betriebsablauf stören könnte. Dann aber werden die Leute konsequent klassenlos, nämlich funktionalistisch taxiert. So will Friedrich dem degenerierten Segment des Adels – mit einem Faible für »Müßiggang und erbärmliches Leben« – Beine machen und den vitalen Teil davon abhalten, bei fremden Fürsten anzuheuern; in etlichen Städten lässt das politische Betriebsklima zu wünschen übrig, auch muss verhindert werden, dass unsicheren Kantoniisten wichtige Ämter übertragen werden. Bei den Bauern ist die Lage kompliziert – einige werden von ihren altmodischen Herren wie Sklaven gehalten (falsche Personalpolitik), andere haben genug Geld angehäuft, um sich in Rittergüter einkaufen zu können (Störung der Organisationsstruktur). Zum alten Eisen gehört schließlich das »Establishment« vergangener Tage – Friedrich erklärt sämtliche Götter zu Requisiten und stellt sie im Irgendwo ab: »Für die Politik«, so korrigiert er den Commonsense seiner Vorgänger, »ist es völlig belanglos, ob ein Herrscher religiös ist oder nicht. Geht man allen Religionen auf den Grund, so beruhen sie auf einem mehr oder weniger widersinnigen System von Fabeln.« Die Religion, einst Schmiermittel des Herrschaftsbetriebs, ist nur noch für den privaten Gebrauch zugelassen, aus *cuius regio, eius religio* wird »Jeder soll nach seiner Façon selig werden«. Aber nicht deswegen, weil, wie gerne kolportiert wird, Indifferenz als Gebot der Toleranz gegolten hätte. Vielmehr war sie betriebswirtschaftlich insofern geboten, als sich Konfession und Kontrolle leicht in die Quere kommen. Regierende Überzeugungstäter streuen erfahrungsgemäß Sand ins Getriebe: »Wenn der Herrscher aus falschem Eifer auf den Einfall käme, eine dieser Religionen zu bevorzugen, so würden sich sofort Parteien bilden und heftige Streitereien ausbrechen.« Mit der absehbaren Folge, dass diskriminierte Gruppen in Heerscharen das Vaterland verlassen und »Tausende ehemaliger Untertanen« die Nachbarstaaten »mit ihrem Gewerbefleiß bereichern und deren Volkszahl vermehren« (Friedrich d. G. 2007, 42 ff.). Dieser Herrscher muss es wissen, schließlich hat sein Land selbst von Säuberungskampagnen anderswo profitiert.

Friedrichs Fakten und Figuren sind bloße Stellgrößen in einem ökonomischen Raum, dazu bestimmt, das wirtschaftliche Potenzial des Landes

nach Möglichkeit auszureißen. Vom Geschäftsführer unterscheidet sich dieser Staatsdiener einzig dadurch, dass er in Gewinnen etwas anderes sieht als die Aussicht auf weitere Gewinne – die gesunde Wirtschaft soll in einen starken Staat münden, der tut, was er nicht lassen darf: Kriege führen. Als Beuteobjekte kommen für Preußen »von allen Ländern in Europa« nach gründlicher Abwägung »am meisten in Betracht: Sachsen, Polnisch-Preußen und Schwedisch-Pommern«. Warum? »Alle drei runden den Staat ab.« (Friedrich d. G. 2007, 82) Der *Staat* bedarf dieser Arrondierung, ob das Volk etwas davon hat, spielt im königlichen Kalkül keine Rolle.